

Aus Franz Xaver Bronner's Tagebuch einer Reise nach Kasan

Autor(en): **Brunnhofer, H. / Rochholz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **12 (1881)**

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-23865>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus

Franz Xaver Bronner's

Tagebuch einer Reise nach Kasan.

Mitgetheilt von

Dr. H. Brunnhofer und Rochholz.

Vorbemerkung. Fr. X. Bronner, geb. 1758 zu bairisch Höchstädt a./d. Donau, fühlte sich schon als Benediktiner-Novize durch Sal. Geßners Idyllendichtungen poetisch, und durch die humanitären Ideen der französischen Revolution politisch aufgeregt, verließ darüber die Heimat und lebte seit 1785 zu Zürich unter wechselnden Schicksalen und Entschlüssen als Musiker, Notensetzer, Journalist, Mathematiker und Naturforscher. Im Jahre 1799 wurde er Bureauchef im helvetischen Ministerium der Wissenschaften, 1804 Prof. der Mathematik an der Kantonschule zu Aarau. Nach siebenjährigem Schuldienste bei schmaler Besoldung und zahlreichen Geschäften (er hatte Mathematik, Physik, Naturgeschichte und Anthropologie zu lehren; leitete zugleich den Gesangunterricht, die botan. und mineralogischen Excursionen und die geodätischen Uebungen auf dem Felde) folgte er einem Rufe als kais. russischer Collegienrath und Prof. der Physik an die damals noch junge Universität Kasan. Aber auch dorten verblieben ihm seine zahlreichen Schweizerfreunde getreu und ließen nicht ab, ihn wieder zu gewinnen; und so kam's, daß der patriotische Mann die 2500 Rubel Standesgehalt gegen 1600 Franken opferte und 1817 abermals an seine Aarauer Lehrstelle zurückkehrte. Seit 1827 Kantonsbibliothekar und später zugleich auch Staatsarchivar, stellte er die gesammte Bibliothek in ihren damals neu erbauten Räumen auf und katalogisirte sie, sowie er auch als Erster sämmtliche Abtheilungen des umfangreichen Archivs ordnete und großen Theils registrirte. Wegen zunehmender Erblindung trat er in Ruhestand und starb am 11. August 1850, 92 Jahre alt. Aaraus Einwohnerschaft hat die von ihm vorzugsweise besuchten und wiederholt besungenen Felsensamkeiten im Stadtwalde Oberholz in die parkartige „Bronner'sche Promenade“ umwandeln und mit einer dem Dichter gewidmeten Denktafel

schmücken lassen. Sein gesammter handschriftlicher Nachlaß, viele Bände füllend, ist an die Kantonsbibliothek übergegangen. Ueber seine russische Expedition hatte er in Zschokke's Miszellen (Jahrg. 1811) und in dessen Erweiterungen (1816) zwei Aufsätze erscheinen lassen. Die ausführliche Reisebeschreibung, aus welcher die hier nachfolgenden Fragmente enthoben sind, nimmt einen starken, enggeschriebnen Oktavband ein (bezeichnet *MS. Bibl. Nov.*, ohne Nummer), der zur einen Hälfte Reinschrift, zur andern bloßes Concept ist. Das bisher Ausreichendste und Genaueste über Bronner's wechselvolles Leben und schriftstellerisches Wirken hat jüngst A. Schumann in Zofingen veröffentlicht, in Petzholdt's Neu. Anzeiger für Bibliographie 1881, Heft 1.

16. Juli 1810, Zürich. Die Frau Rathsherrin Geßner gab mir tausend Grüße an die Familie Wieland auf . . . Geßner (Heinrich) las mir eine sehr erquickende Stelle aus einem Briefe Vater Wielands vor; er hatte mich bei seinem Aufenthalte in Zürich während des Sommers 1794 lieb gewonnen. Es hieß darinn: „Nicht immer kommt Saures, auch Süßes kehrt zuweilen unverhofft ein. Ganz unvermuthet erhalte ich einen Brief von dem genialischen Bronner, der uns Hoffnung macht, daß wir ihn in Weimar sehen werden. Er sandte mir eben ein antediluvianisches Gedicht zu.“ Man kann denken, wie sehr mir ein solches Beywort aus Wielands Feder schmeicheln und wie mich die Hoffnung erheben mußte, in seinem Hause freundlich aufgenommen zu werden.

19. Juli, Freiburg im Breisgau. Da es noch hell am Tage war, ließ ich mich zu dem Dichter, Hn. Professor Joh. Georg Jacobi führen: er war mir werth geworden, da seine Dichtungen in meiner Jugend Einfluß auf die Ausbildung meines sittlichen Charakters hatten. Mein unvermutheter Besuch erschien ihm lästiger als angenehm. Gerade so trocken als ich in ähnlichen Fällen zuweilen mich betragen haben mochte, wenn mich ein Unbekannter überraschte, empfing mich der lebhaft Greis. Ich sagte ihm, seine sittliche Grazie („Charmides und Theone“)* habe mein Gefühl in der Jugend gebeßert und nicht wenig beygetragen, daß meine Seele für das sanftere Schöne empfänglich ward. Da verbreitete sich eine Heiterkeit über sein Angesicht, und er fragte: „Wer sind Sie denn?“ Ganz bescheiden erklärte ich, daß ich Fischergedichte** zum Druck befördert habe. Allein mir geschah,

* war erstmalig 1773 im Deutschen Merkur 1, 72 ff. erschienen.

** Zürich 1787. Neue Fischergedichte, Zürich 1794. II. 8°.

was manchen Schriftsteller niederschlagen mag: er schien nicht zu wissen, daß solche Gedichte in der Welt seyen. Also mußte ich mich zurückziehen, ohne auch nur ein Düftchen Lobes eingeathmet zu haben, besonders da der brave Mann äußerte, er sey eben im Begriffe, noch auszugehen. Desto freundlicher nahm mich Herr Geheime-Rath von Ittner auf, der sonst als Gesandter in der Schweiz mich gern auf botanischen Excursionen mitgenommen hatte. Jetzt schien er begierig zu vernehmen, warum ich Aarau verließ. Unverhohlen erklärte ich die Umstände und er schien mich freundlich zu bedauern; da ich nun aber einmal in so große Ferne zöge, sollte ich ihm Auskunft über gewisse Punkte der Zoologie verschaffen, die Bergziege, den bos grunniens usw. Im Kreise seiner liebenswürdigen Familie entflohen mir einige recht angenehme Abendstunden.

30. Julius. Sowie ich (von Erfurt her) dem Sitze der Meister-Sänger Wieland und Goethe nahe kam, fragte ich mich selbst: welches Urtheil werden wohl diese vorzüglichen Dichter über dein neues Geistes-Kind, den ersten Krieg,* fällen? Goethe, meynte ich, würde mit der Versifikation ehender zufrieden seyn, als Wieland; denn der erstere gefalle sich mehr in Versen, deren Füße eine mannigfaltigere Abwechslung der Töne gestatten, Wieland aber liebe den einförmigen, sanfteren Gang gleicher Fußmaße. Mir aber schienen die verschiedenen Scenen eine gleichfalls verschiedene Versmusik zu erheischen. Auch über den Plan des Gedichtes schrieb ich Beyden sehr abwechselnde Urtheile zu. Goethe, dachte ich, würde die Erscheinung Enos nicht anstößig finden, Wieland aber dürfte wünschen, ich hätte Enos lieber als einen lebenden Weisen, nicht als einen wiederkehrenden himmlischen Weisen dargestellt. So durchgieng ich mehrere Hauptpunkte meiner poetischen Schöpfung, und suchte zum Voraus die kritischen Aussprüche Beyder zu errathen. Es fehlte mir nicht an Gründen, womit ich meine Wahl rechtfertigen zu können glaubte.

Aufenthalt in Weimar. — Zum Elephanten führte mich der Kutscher; eine stattliche, dicke, große Frau empfing mich; ich war in Versuchung, sie Frau Elephantin zu nennen. Nach Begehren ward mir ein Zimmer angewiesen, wo ich sogleich zum Umkleiden schritt, um Wielanden einen Besuch abzustatten. Aber in seiner Wohnung

* Der erste Krieg, in 60 metrischen Dichtungen. Aarau, Sauerländer, 1810. II. 8°.

vernahm ich, er befinde sich mit seiner Familie unweit der Stadt, im herzoglichen Sommer-Palast Belvedere. Als ich in Goethe's Haus vorfragte, hieß es, er sey verreist. Auf dem Rückweg gerieth ich in den Park, eine hübsche Anlage, die mir sehr wohl gefiel. Das Abend-Dunkel überraschte mich.

Morgens den 31. Juli fiel ein starker Regen. Doch heiterte sich um 7 Uhr der Himmel auf, ein scharfer Westwind blies, und ich machte mich auf, nach Belvedere zu wandeln. Wie viel Schönes hätte ich gern dem Patriarchen der deutschen Dichter gesagt! Ich sann hin und her, nichts schien mir gut genug; am Ende nahm ich meine Zuflucht zur Herzlichkeit, in der Überzeugung, mein Herz sey voll Ehrfurcht und inniger Hochachtung seiner Verdienste, hiemit könne schwerlich etwas Unschickliches aus meinem Munde gehen.

Beym Eintritt in Wielands Wohnung kam mir ein liebliches Gesichtchen entgegen, Fräulein Luise, — die noch ein Kind war, als ich sie in Zürich kennen lernte — freundlich grüßend. Ein Fremder aus der Schweiz, sagte ich, wünscht Herrn Hofrath zu sprechen und bittet, die Stunde zu bestimmen, da er, ohne Ungelegenheit, vorgelaßen werden kann. Sogleich gieng Luise zu ihrem Vater, und nicht lange, so ward ich von ihr eingeführt. Der ehrwürdige Greis stand horchend. Es glückt mir endlich, Herr Hofrath, sprach ich, wornach ich so lange mich sehnte, erfüllt zu sehen und Sie gegenwärtig zu verehren. Er: „Kennst du ihn noch, Luise?“ Sie: „Wenn ich recht rathe, Hr. Bronner aus der Schweiz.“ Er: „Sey'n Sie mir willkommen! was treibt Sie eigentlich hieher? und wohin?“ Ich erzählte. Er billigte mein Vorhaben, und wünschte mir Glück, „dem schweizerischen Unwesen“ entgangen zu seyn. Der harte Ausdruck fiel mir auf; in der That hatte ich die Parteyungen der Schweizer gelinder beurtheilt als Wieland in der Ferne; er sieht aber zu klar ein, wohin sie führen, und war nicht genöthigt, mitten unter den Reibungen sich stets in Verträglichkeit zu üben. Besonders das Prachtwesen, das in Zürich einzureißen drohte, hielt er für ein sehr schlimmes Phänomen.

Mir prophezeite er ein 80jähriges Alter, wenn ich fortfahren würde, wie bisher zu leben. Sich selbst gab er als nun 78jährig an, erzählte von seiner letzten Krankheit und klagte, daß ihm von daher noch ein geschwächtes Gedächtniß anhänge; auch der Dichtergeist sey verfliegen, meinte der edle Mann. Allein ich äußerte: „der Glaube,

daß er ganz verfliegen sey, möchte wohl als das Hemmendste bey fernern Arbeiten wirken.“ Aber er ließ mir das nicht gelten.

Unter mancherley Erzählungen von seiner Tochter Lotte und dem Manne derselben, Heinrich Geßner, floß die Zeit hin. Da ich die Einladung zum Mittagessen nicht annahm, sollte ich doch wenigstens nach Tische wiederkommen. Beym Weggehen sagte ich zu Fräulein Luise: Meine Wallfahrt ist bis dahin gut ausgefallen, ich habe den Heiligen mir gnädig gefunden; nur eines bedauer' ich, Frau Schorcht war nicht sichtbar, ist sie denn krank? „Leider! hieß es; aber wenn Sie Nachmittags wieder kommen, soll sie doch sichtbar werden.“ Als Wieland im Jahr 1797 in der Schweiz war, begleiteten ihn seine überaus gutmüthige Hausfrau, die ich nur des Dichters Perisadeh* nannte; seine ältere Tochter, Frau Schorcht, eine sehr junge Wittwe; und Fräulein Luise, die noch ein 12- bis 13jähriges Kind war. Als Geßners Freund gieng ich fast jeden Abend mit dieser achtungswerthen Familie ins Grüne; zuweilen, wenn z. B. Gewitter uns überraschten, erlebten wir mit einander gar komische Scenen, an die schwerlich jemand von uns ohne Lachen denken kann. Ein solches Verhältniß ist recht geeignet, einander interessant zu werden. Kein Wunder, wenn mir die Gegenwart der werthgeschätzten Wittwe mangelte, und wenn ich Luisen, die zur schönen, stattlichen Jungfrau erwachsen war, mit Wohlgefallen anstaunte.

Unter angenehmen Gefühlen wanderte ich durch den schönen Park zur Stadt und suchte Hn. Legationsrath Bertuch auf. Ohne zu hoffen, daß er mich mit besonderer Freundlichkeit aufnehmen würde, begnügte ich mich, erst eine Karte (Wegweiser von Leipzig nach Petersburg) zu kaufen. Aber der thätige Mann kam aus seinem Zimmer hervor, nahm mich sehr gütig in Empfang und zeigte mir seine schönen, viel umfassenden Einrichtungen, die Kupferdruckerey mit etwa acht Pressen, die Buchdruckerey mit 4 Pressen, die Globus-Fabrik, die Fertigungs-Zimmer, das Magazin usw. Wie herrlich dünkte mich eine solche Anstalt! Welche Achtung empfand ich gegen den arbeit-samen Mann, der so vielen Gehülfen Brod gab! Bald erklärte er mir auch seine Gedanken über die Witterungskunde, und sein Vorhaben, dieselbe zu einer Wissenschaft zu erheben. Begeistert von diesem Gegen-

* Vielleicht soll damit an die in Xenophons Annalen genannte Parysatis, die Mutter des jüngeren Cyrus, angespielt sein.

stande führte er mich zu Hrn. Dr. Haberle, der bey ihm als Freund und Gehülfe lebte. Dieser zeigte mir seine Planeten-Maschine: aber seine Meynung vom Einwirken des Planeten-Standes auf die Witterung konnte mir ganz und gar nicht gefallen. Ungeachtet ich keinen Beyfall äußerte, gab er mir doch sein neuestes Werk sammt mehreren kleineren Schriften zum Geschenke und ersuchte mich, ihm meteorologische Beobachtungen aus Kasan einzusenden.

Interessant war mir auch ein magnetischer Versuch des Hrn. Dr. Haberle. Nie sah ich den schnellen Wechsel der Pole im Eisen so leicht und sprechend dargestellt. Ein leichtes hölzernes Gestelle hielt einen senkrecht aufgerichteten Eisenstab, an dessen Seite sich, in der Nuth eines Brettchens, ein kleiner, wagrecht hervor ragender Träger auf- und niederführen und an jeder Stelle festhalten ließ. Auf dies Trägerchen ward eine Spitze gesteckt, welche eine kleine sehr bewegliche Magnetenadel trug. Führte man die schwebende Nadel zu oberst an den Eisenstab, der etwa $1\frac{1}{2}$ F. lang, $1\frac{1}{4}$ Zoll breit und 4 Linien dick war, so wandte sich der Nordpol der Nadel normal gegen die breite Fläche des eisernen Parallelepipedums; zog man den Träger der Nadel langsam und ohne Erschütterung am Eisenstabe herab, so drehte sich die Nadel im Halbkreise und streckte zuunterst ihren Südpol normal der Eisenfläche zu, so daß man glauben mußte, der Eisenstab sey ein Magnet, dessen Nordpol zur Erde schaue. Allein wenn das unterste Ende dieses Stabes aufwärts gekehrt und der eben erzählte Versuch wiederholt ward, zeigten sich dieselben Erscheinungen; auch jetzt wandte die kleine Nadel oben den Nordpol, unten ihren Südpol zum Stabe.

Auch seine schöne Mineraliensammlung wies mir dieser gefällige Mann und kam durch Vorzeigen schöner Stücke meinem Verlangen zuvor, mit einigen mir wenig bekannten Mineralien durch Anschauung bekannter zu werden. Freundlich begleitete er mich zu Ehrmann, an den ich einen Brief von Hn. Ochs aus Basel abzugeben hatte; wir fanden den kranken Mann, an den untern Gliedmaßen gelähmt, aber lebhaften Geistes, gern von seinem Aufenthalt in Stuttgart und dem Herzoge Karl erzählend. — Weit hinaus gegen das Belvedere begleitete mich der gütige Doktor.

Als ich bey Wieland eintrat, führte mich Frl. Luise zuerst in das Gemach der Frauenzimmer, und ich sah die freundliche Frau Schorcht wieder, eben so sanft, gelassen und unbefangen, wie sie

ehmals war; mit sichtbarer Freude ward ich begrüßt, und sie zeigte mir ihre beyden schönen Töchter, die arbeitend in voller Jugendblüthe an den Fenstern saßen. Sogleich mußte ich von der Schweiz erzählen, Erinnerungen an manches bey Zürich erlebte, in Gesellschaft bestandene, kleine Abenteuer wurden laut. Wir waren in lebhafter Unterhaltung begriffen, als Vater Wieland eintrat und seine Zufriedenheit äußerte, unter seinen Kindern mich wieder zu sehen. Die Unterhaltung nahm jetzt eine andere Wendung.

„Ich habe den zweyten Theil Ihres Gedichtes (vom Ersten Krieg) schon tief hinein gelesen,“ sagte er, hielt inne und ließ seinen scharfen Blick auf mir haften. Ach, was werd' ich hören! rief ich aus. Er lächelte meiner Bangigkeit und fuhr fort: „Nur gutes Muths! Ihr Werk ist voll Phantasie, Kraft und Lebendigkeit, ein Erzeugniß ächten Dichtergeistes, — aber Kunst, — die finde ich nicht darinn. Nicht wahr, Sie überließen sich zwanglos dem Genius, ohne viel an Kunst zu denken?“ Was ich von Kunst verstand, erwiederte ich schüchtern, wandte ich an, so gut ich's wußte; aber es scheint, der Meister vermisste jede Spur davon.

„O, was hätte das Gedicht gewonnen, wenn Sie die Kunst recht verstanden hätten! Sie wußten mit Ihrem Reichthum nicht hauszuhalten. Die Versarten möchten wohl abwechseln; aber die Wahl derselben, wie viel besser hätte sie seyn können! Warum skandiren Sie denn immer Kaïn einsylbig, und Eden als Trochäus?“ Mich wunderte das; ich hatte gar nicht daran gedacht, daß man diese Namen anders skandiren könnte. Lächelnd erklärte ich das und äußerte: Die Harmonie der Verse, die ich meinen Heiligen in den Mund legte, habe mir sehr angemessen gedünkt, und gerade, was ihm zu munter töne, habe mir sehr feyerlich getönt. Dann warf er mir vor, ich hätte die Verführung Phenenna's durch Sazar zu deutlich gemahlt, es gebühre sich nicht, in einem ernsthaften Gedichte solche Bilder aufzustellen. Dagegen betheuerte ich, nach meiner Ueberzeugung mit großer Sorgfalt alles Anstößige vermieden und nur die Gefahr der Unschuld geschildert zu haben; auch schmerze mich dieser Tadel am meisten; wär' er wahr, so wünschte ich das ganze Gedicht nicht geschrieben zu haben. Als mich der große Dichter so eifrig sah, begann er zu lächeln: „Nur nicht so empfindlich! wer möchte wünschen, daß ein solches Gedicht nicht geschrieben wäre? Ihr Werk soll immer neben denen in meiner Sammlung stehen, die mir Erquickung geben: es ist

viel homerische Einfalt darinn, und vielleicht vertragen andere Ihre Versifikation besser als ich. Die Dodekasyllaben und die Liedchen tönen wohl auch meinem Ohre harmonisch; aber Ihre Hexameter haben Vossische Ausdrücke, Überspannungen, Härten: wie kommen Sie denn dazu? In Ihrem Wesen liegen sie nicht, sind es Reminiscenzen?“ Schwerlich, versetzte ich; es müssen eigene Auswüchse seyn, die Ihnen mißfallen. Überhaupt schien der gewandte Mann sich wiederholt die Lust zu machen, den Wechsel der Empfindung auf meinem Angesichte zu beobachten, wenn er schlug, dann wieder wenn er durch Lob aufrichtete. Die Frau Schorcht hatte einigemale Mitleid mit meiner Verlegenheit und ließ dann eine Art Vorbitte fallen, der Papa möchte mich nicht so sehr betrüben. Richtig sagte er dann wieder etwas Tröstendes: „Wißen Sie auch, daß Ihre Darstellungen ganz neu sind?“ Oder: „Ihre Charakter-Zeichnungen sind gut gehalten; die Gesinnungen, die aus Nod's Mund gehen, haben meinen vollen Beyfall,“ u. dgl.

Jetzt hielt eine Kutsche vor dem Hause: „Herr Kammerrath Schilling!“ riefen alle, und jedermann lief hinaus, die lieben Reisenden zu empfangen. Dieser Herr hatte Wielands entschlafene Tochter zur Ehe gehabt, dann nahm er eine Tochter Herders zur Frau, er hatte zwey Kinder bey sich. Schleunig traten die Reisenden herein, der Jubel des herzlichsten Empfanges ertönte. Herr Kammerrath erzählte bald von seinen Reisen in der Schweiz, aus welcher er eben zurückkehrte. Seine Frau, ein zartes junges Weibchen, hatte die Güte, mir an ihren Bruder in Petersburg einen Brief mitzugeben — der aber leider in Treuenbrietzen bey mir gefunden und weggenommen ward. Als ich Abschied nahm, bat ich den Patriarchen: „Nun noch einen guten Segen.“ Er hielt meine Hände in seiner Linken, legte mir die Rechte auf's Haupt, als wollte er segnen, und sprach: „Sey mäßig wie bisher, und du wirst lange leben; verbeßre dein Gedicht, und du wirst ewig leben.“

Gerührt verließ ich seine Wohnung und schrieb sogleich im Heimgehen durch den hübschen Park seine Worte, so treu mein Gedächtniß sie behalten hatte, sorgfältig auf. Sein Segen tönte bisher oft in meiner Seele wieder, besonders wenn ein Fest in Saus und Braus begangen wurde. Mäßig bin ich geblieben, aber an eine Verbesserung meiner Protomachie zu denken, verboten bis jetzt andere Geschäfte.

Belisar.*

So quält mich nicht der graue Staar,
Wie Kaiserwuth den Belisar.

Den Helden, der nichts Böses denkt,
Verderbt, durch Lügen arg mißlenkt,
Justinians Tyrannenwort;
Ihm wird das Augenlicht durchbohrt,
Voll Schmerzen blutet sein Gesicht,
Man raubt ihm grausam alles Licht.

Gelinder gönnt der Staar mir doch
Zwei schöne Farben anzuschauen:
Des Himmels Blau, das Grün der Auen
Und viele Schattenbilder noch.
Unmenschlich handeln Menschen nur,
Nicht die Gewalten der Natur.

* Aus Bronner's handschriftlich nachgelassenen Vermischten Gedichten. Er selbst berichtet, er habe von 1846—49, während völliger Erblindung, seine Erzählungen und Verse im Gedächtnisse concipirt, memorirt und einem jungen Schreiber in die Feder dictirt.
